

BEING JEWISH TODAY

Jüdische
Stimmen
aus
Amerika

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG



BEING JEWISH TODAY

Jüdische Stimmen aus Amerika

Herausgegeben von
Amir Eshel und Thomas Sparr

Aus dem Amerikanischen von
Ursula Kömen

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG

Diese Publikation wurde von der
Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung ermöglicht.



Erste Auflage 2026

© Jüdischer Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Umschlagabbildung: aodaodaodaod/Shutterstock

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54346-5

Jüdischer Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

BEING JEWISH TODAY

Inhalt

Amir Eshel und Thomas Sparr

Einführung 9

Noah Feldman

Wie der 7. Oktober die Juden zu einer
Auseinandersetzung mit Israel zwingt 25

David N. Myers

Das Zerschlagen der Gefäße und das Erfordernis von
Tikkun nach Gaza 39

Peter Beinart

Jüdischsein nach der Zerstörung von Gaza 56

Peter E. Gordon

Nie wieder – jüdische Identität zwischen dem
Partikularen und dem Universellen 87

Shaul Magid

Judentum nach Gaza: Jüdischsein im Zeitalter des
falschen Messianismus 122

Arnold Eisen

Was es bedeutet, heute in Amerika ein jüdischer
Mensch zu sein 155

Susannah Heschel

Schabbat Nachamu 2025 175

Sarah Hammerschlag

»Being Jewish« 183

Emily J. Levine

Von Jerusalem nach Berlin 196

Zu den Autorinnen und Autoren 220

Einführung

Was bedeutet es, heute jüdisch zu sein? Zwei Krisen lassen uns diese Frage in diesen Tagen dringlicher stellen: zum einen der wachsende Antisemitismus in der westlichen Welt, gewaltsame Angriffe auf Synagogen, das weite Ausgreifen von Verschwörungstheorien, der Mord an Juden beim Gebet in Pittsburgh und der versuchte Anschlag auf die Synagoge in Halle am 9. Oktober 2019. In der Folge haben die meisten Juden das Gefühl, dass die Sicherheiten, die sie glaubten, erreicht zu haben, bedroht sind. Und zum anderen der 7. Oktober 2023 mit dem darauffolgenden Krieg in Gaza. Beide Krisen haben innerhalb der jüdischen Gemeinschaften zu Spaltungen geführt wie nie zuvor. Sie zwingen zu schmerzhaften Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Judentum und Zionismus, über jüdische Ethik und israelische Politik, über das Gedenken an die Verfolgung und die Realitäten der Macht. Beide Krisen stellen Formen jüdischer Identität infrage, die sich über die vergangenen Jahrzehnte herausgebildet haben, Formen, die jüdischen Partikularismus und liberalen Universalismus, Holocaustgedenken und das Bekenntnis zu Menschenrechten zusammenbrachten und das Gedeihen in der Diaspora und israelische Staatlichkeit als miteinander vereinbar begriffen.

Die neun in diesem Band versammelten Essays, geschrieben von prominenten jüdischen US-amerikanischen Intellektuellen, erörtern dieses Momentum auf ihre je eigene Weise und kommen dabei doch in Wesentlichem überein: in der Sorge um Israel, um eine universelle Ethik, um Menschenrechte und die Angemessenheit eines Kriegs, im Wunsch nach Sicherheit und in der Forderung nach Gerechtigkeit. Dieser Band möchte einem deutschsprachigen Publikum Einblick in eine Debatte geben, die in den USA derzeit leidenschaftlich geführt wird.

Diese zweifache Krise wurde im Herbst 2023 und Frühjahr 2024 offenkundig, und zwar an den amerikanischen Hochschulen. Die Frage, was es bedeutet, jüdisch zu sein, stellte sich nun nicht mehr nur in Seminaren, sondern ganz unmittelbar im Alltag. Jüdische Studierende berichteten, dass sie sich nicht mehr sicher fühlten, wobei das Bedrohungsgefühl nicht vorrangig auf rechten Antisemitismus zurückging (der gleichwohl eine Gefahr blieb und bleibt), sondern aus jenen progressiven Zirkeln kam, in denen sie selbst seit langem aktiv waren. Universitäten – also genau jene Institutionen, die der Motor für jüdischen Erfolg gewesen waren, wo Juden als Studenten, Dozenten und in leitenden Positionen große Karrieren gemacht hatten – entwickelten sich zu Brandherden des Konflikts. Diese Erfahrung weckte Erinnerungen an frühere Zeiten in der jüdischen Geschichte, an Zeiten und Orte, als Teilhabe in Ausgrenzung, Zugehörigkeit in Feindschaft umgeschlagen waren.

Aber die Auseinandersetzungen auf dem Campus waren nur Symptome einer größeren Entwicklung. In den vergangenen Jahren ist der Antisemitismus in der westlichen Welt auf eine Weise angewachsen, die das Vertrauen der Juden erschüttert hat. Im August 2017 marschierten Vertreter der White-Supremacy-Ideologie durch Charlottesville und sangen »Juden werden uns nicht austauschen«, womit sie weitverbreitete Verschwörungstheorien über jüdische Einflussnahme in die Mitte der Gesellschaft trugen. Im Oktober 2018 ermordete ein bewaffneter Mann elf Juden in der Tree-of-Life-Synagoge in Pittsburgh während des Schabbat-Gottesdienstes. Er skandierte dabei »alle Juden müssen sterben« – es war der tödlichste antisemitische Angriff in der Geschichte der Vereinigten Staaten.

Überall in Europa sehen sich Juden mit zunehmenden Angriffen auf Synagogen und jüdische Einrichtungen sowie der Notwendigkeit von bewaffnetem Sicherheitspersonal und Sicher-

heitsschleusen konfrontiert. Und in manchen Ländern gibt es auch eine beträchtliche Abwanderung unter ihnen. Juden, die geglaubt hatten, der Antisemitismus sei ein Problem aus der Vergangenheit – oder zumindest eines, das in liberalen Demokratien beherrschbar sei –, sind durch diese Ereignisse zutiefst verunsichert. Die Annahme, dass »es hier nicht geschehen kann«, dass die Lehren aus dem Holocaust gezogen wurden, dass gesetzliche Schutzmechanismen und kulturelle Normen die Rückkehr eines gewalttätigen Hasses auf Juden verhindern würden, war nicht mehr haltbar.

Dieser zunehmende Antisemitismus zwang Juden dazu, sich unbequemen Fragen über ihren Platz in den westlichen Gesellschaften zu stellen. Sind sie so integriert, so sicher, wie sie dachten? Ist das Wohlergehen der Juden in der Diaspora vielleicht immer an Bedingungen gekoppelt, potenziell jederzeit reversibel? Was bedeutet es, jüdisch zu sein in Gesellschaften, in denen sowohl der rechte Nationalismus als auch Teile der progressiven Linken feindselig zu sein scheinen? Wie sollen Juden ihre charakteristische Identität bewahren und zugleich vollständig am demokratischen Leben partizipieren, wenn genau diese Teilhabe zunehmend umstritten ist?

Nach dem 7. Oktober 2023 sind diese Fragen noch drängender geworden. Der Angriff der Hamas auf israelische Gemeinden ging mit dem vorsätzlichen Töten von Familien in ihren Häusern einher, mit sexueller Gewalt gegen Frauen, aber auch gegen Männer, und mit der Geiselnahme von über zweihundert Menschen, darunter etliche Kinder und alte Menschen. Die Hamas hielt ihr Morden und ihre Gewalt auf Videos fest, die sie den Angehörigen der Opfer und um die ganze Welt sandten. Für viele Juden weltweit war der Angriff mehr als ein terroristischer Akt; er beschwor historische Traumata herauf – die Pogrome in Osteuropa, den Holocaust. Das systematische Angreifen von Ju-

den, nur weil sie Juden sind, an genau jenem Ort, der jüdische Sicherheit garantieren sollte, scheint die Schlussfolgerung zu bestätigen, dass Juden auch weiterhin verwundbar sind, dass das zionistische Projekt – einen Staat zu gründen, in dem Juden sich selbst verteidigen konnten – nichts von seiner Dringlichkeit verloren hat.

Jüdische Gemeinden weltweit reagierten mit großer Solidarität. In Synagogen wurden Nachtwachen gehalten. Plakate an den Gebäuden erinnerten an die Namen der Geiseln und gaben ihnen Gesichter. Kundgebungen zogen große Menschenmengen an. Bei vielen Juden weckte der 7. Oktober Schutzinstinkte gegenüber Israel, über alle politischen Differenzen hinweg; die unmittelbare Gefahr für die israelischen Juden ließ Debatten über die israelische Regierungspolitik in den Hintergrund rücken.

Reaktionen von Universitäten und progressiven Organisationen verstärkten die Bedrängnis der Juden noch. Manche Stellungnahmen zum 7. Oktober kamen nur zögerlich oder waren ambivalent. Mitunter wurden die Angriffe explizit als nachvollziehbare Reaktion auf die Besatzung kontextualisiert. Der Satz »aber was ist mit der Besatzung« folgte auf nahezu jeden Ausdruck des Entsetzens über den 7. Oktober, als könne es für Massengewalt gegen Zivilisten eine politische Rechtfertigung geben. Für jüdische Studierende und Aktivisten, die bei jeder Frage der sozialen Gerechtigkeit an der Seite der Progressiven gestanden und sich als natürliche Verbündete im Kampf für eine bessere Welt verstanden hatten, war dieses Gefühl der Verlassenheit gravierend. Viele Juden hatten das Gefühl, sie müssten sich in ihrem Opferstatus deutlicher erklären als andere, als verdiente jüdisches Leid weniger bedingungslose Solidarität.

Doch auch wenn der 7. Oktober bei vielen Juden Grundannahmen über jüdische Verwundbarkeit und die Notwendigkeit

der militärischen Stärke Israels zu bestätigen schien, folgte daraus doch eine neue Krise: Israels militärische Antwort in Gaza stellte das Verständnis vieler Juden, was eine jüdische Ethik einforderte, infrage – Zehntausende getötete palästinensische Zivilisten, fast zwei Millionen Vertriebene, ganze Stadtviertel in Trümmern, ausgebombte Krankenhäuser, Kinder, die an Hunger und Krankheiten sterben. Die Rhetorik einiger israelischer Offizieller – Referenzen auf Amalek (das biblische Gebot, den Feind vollständig zu zerstören); Aufrufe, Gaza »auszulöschen«; Aussagen wie »es gibt keine unschuldigen Zivilisten« – verstießen gegen Grundsätze, die viele als unverzichtbar für das Judentum erachteten. Monat für Monat ging die Zerstörung weiter, obwohl weiterhin Geiseln dort gefangen gehalten wurden und internationale Organisationen vor einer humanitären Katastrophe warnten.

Für viele Juden stellte die Situation ein tiefgreifendes moralisches Problem dar – auch wenn sie Israels Recht auf eine militärische Antwort unterstützt hatten, den 7. Oktober weiterhin mit tiefer Trauer erinnerten und ihnen Israels Sicherheit sehr am Herzen lag. Diese Menschen waren mitnichten antizionistische Aktivisten, sie fühlten sich Israel sogar tief verbunden: Sie hatten Familie in Israel, prägende Erfahrungen dort gemacht, sorgten sich aufrichtig um die Sicherheit des Landes, hatten nicht aufgehört, sich um die Geiseln zu ängstigen oder die Hamas als Bedrohung zu betrachten. Aber mit fortschreitendem Militäreinsatz und permanentem Anstieg der Zahl der palästinensischen Opfer mussten sie sich unbequeme Fragen stellen: nach der Verhältnismäßigkeit, nach den Erfordernissen der jüdischen Ethik, nach der Relation zwischen legitimer Selbstverteidigung und dem Ausmaß der angerichteten Zerstörung.

Die moralische Notlage wurde durch die Reaktionen aus den etablierten jüdischen Organisationen, von denen viele weiter-

hin das israelische Vorgehen ausdrücklich unterstützten und Kritik als Antisemitismus oder Verrat werteten, noch verstärkt. Viele Juden sahen sich hin- und hergerissen zwischen ihrer Verbundenheit zu Israel und ihren ethischen Grundsätzen, zwischen Solidarität mit ihrem Volk und ihrem Bekenntnis zu universellen moralischen Verpflichtungen, zwischen dem Gedenken an den 7. Oktober und dem Anblick der Zerstörung Gazas. Diese Spannungsfelder rissen die jüdischen Gemeinschaften in nie dagewesener Weise auseinander – im Resultat standen entzweite Familien, gespaltene Gemeinden und zerbrochene Freundschaften. All dies trug sich zu, während die Geiseln in Gefangenschaft verblieben und ihr Leid eine Quelle permanenten Schmerzes blieb und der Antisemitismus weltweit zunahm. So entstand ein Gefühl, von mehreren Seiten unter Druck zu geraten.

Das Aufeinandertreffen dieser Krisen – wachsender Antisemitismus und der Israel/Gaza-Konflikt – deckt grundlegende Spannungen der heutigen jüdischen Identität auf. Wie sollen sich Juden in einer Welt bewegen, in der sie mit Feindseligkeiten sowohl von jenen konfrontiert sind, die Juden dafür hassen, dass sie Juden sind (die rechten Antisemiten), als auch von jenen, die jüdische Macht und israelische Politik kritisieren (Teile der progressiven Linken)? Was bedeutet es, jüdisch zu sein, wenn das Narrativ vom jüdischen Opferstatus, das einen erheblichen Teil der jüdischen Identität nach dem Holocaust ausgemacht hat, unbehaglich neben der Realität der israelischen staatlichen Macht über die Palästinenser steht? Wie können Juden ihrem Bekenntnis zu einer universellen Ethik gerecht werden, wenn dieses Bekenntnis sie in Konflikt mit anderen Juden oder mit Israel bringt? Können Juden beides sein, sowohl partikular (mit einem klaren Bekenntnis zum jüdischen Volk, zum jüdischen Überleben und zum jüdischen Gedenken) als auch universell

(der Gerechtigkeit für *alle* Völker verpflichtet, einschließlich der Palästinenser)? Welche Ressourcen stellt die jüdische Tradition bereit, um sich in diesen Spannungsfeldern zu bewegen?

Diese Fragen sind relevant für das Verständnis gegenwärtigen jüdischen Lebens, weil sie die Synthese infrage stellen, die die jüdische Identität – insbesondere in den Vereinigten Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg – stark geprägt hat. Seit der großen Auswanderungswelle von Juden aus Osteuropa zwischen 1880 und 1924, in deren Verlauf mehr als zwei Millionen Juden auf der Flucht vor Verfolgung und Armut nach Amerika kamen, haben amerikanische Juden eine einzigartige Form jüdischen Lebens geschaffen: zutiefst partikular und dabei vollständig – oder zumindest fast vollständig – integriert; fest in der Tradition verwurzelt und dabei durch und durch modern; dem Überleben des Judentums und der universellen Gerechtigkeit gleichermaßen verpflichtet. Sie schlossen sich zu neuen religiösen Bewegungen zusammen, bauten wichtige Institutionen auf und brachten es zu bemerkenswerter Prominenz in nahezu allen Bereichen amerikanischen Lebens. Nicht uneingeschränkt: Bis heute hat es keinen jüdischen Präsidenten oder Vizepräsidenten in den USA gegeben, nur 1988 einen demokratischen Kandidaten für die Vizepräsidentschaft. Auffällig ist, dass amerikanische Juden Erfolge erzielten und dabei ihre spezifisch jüdische Identität bewahrten – etwas, das den Juden in Europa nicht möglich gewesen war. Der europäische Preis für die Emanzipation der Juden bestand in ihrer Assimilation. Die amerikanisch-jüdische Identität, die sich herausbildete – geprägt von jüdischer Tradition und demokratischen Werten, von der Erinnerung an die Verfolgung und der Erfahrung von Sicherheit, von partikularen Bekenntnissen und universeller Ethik –, stellt eine historische Errungenschaft dar.

Insbesondere den jungen Juden erscheinen die tradierten

Narrative jedoch nicht mehr angemessen. Wenn sie lernen, dass die Gründung Israels mit der Nakba einherging (der Vertreibung von mehr als 700 000 Palästinenserinnen und Palästinensern 1948, in deren Zuge die Dörfer zerstört und die Menschen zu Flüchtlingen wurden), begegnen sie einer Geschichte, die weitaus komplexer ist, als sie es in der Sonntagsschule gelernt haben. Wenn sie sehen, wie führende Vertreter von jüdischen Institutionen auf den wachsenden Antisemitismus mit der Forderung nach unkritischer Unterstützung der israelischen Politik reagieren und jeglicher Kritik an Israel mit dem Verdacht des Antisemitismus begegnen, fühlt es sich für sie an, als ob sie zwischen ihrem Bekenntnis zur Gerechtigkeit und ihrer Verbundenheit zur jüdischen Gemeinschaft wählen müssten.

Die hier versammelten Intellektuellen sind besonders gut aufgestellt, um all diese Themenkomplexe anzugehen. Es handelt sich um Philosophen und Religionswissenschaftlerinnen, deren Arbeiten das Verständnis vom Judentum in der heutigen akademischen Welt geprägt haben. Sie sprechen nicht für eine Gemeinde oder eine Institution. Tatsächlich hat ihr Bekenntnis zu einer aufrichtigen Auseinandersetzung sie sogar schon mit den etablierten jüdischen Organisationen in Konflikt gebracht. Und sie schreiben aus einem Schmerz heraus – sie blicken, jeder und jede auf ihre Weise, auf den 7. Oktober.

Noah Feldman eröffnet den Band mit einem Plädoyer, das Judentum nicht national, sondern als Familie zu verstehen.

Vier von unseren Autorinnen und Autoren betrachten die aktuelle Israel/Gaza-Krise als ein Offenlegen von fundamentalen Problemen, die im Zionismus selbst angelegt sind. *Peter E. Gordon* leitet seinen Beitrag mit der biblischen Geschichte von Abraham ein, der Gott für dessen geplante Zerstörung von Sodom und Gomorrha herausfordert: »Der Richter der ganzen

Erde sollte nicht üben Gerechtigkeit?« Diese alte Geschichte, die von moralischer Courage handelt, bildet den Ausgangspunkt von Gordons Betrachtung dessen, was er als irreparablen Bruch zwischen dem jüdischen Partikularismus und der universalen Ethik beschreibt. Der Autor, ein ausgewiesener Experte im Bereich des europäisch-jüdischen Denkens, argumentiert, das Spannungsfeld zwischen Liberalismus und Nationalismus, zwischen diasporischer Ethik und staatlicher Macht, habe inzwischen einen kritischen Punkt erreicht. Seine Untersuchung zeichnet nach, wie das »Nie wieder« – Adornos universeller Imperativ – in einen partikularistischen Ausnahmefall korrumpiert wurde, was zu drastischen Schlussfolgerungen über den Zionismus und das Gefüge des Nationalstaats selbst führt.

David N. Myers greift die kabbalistische Metapher *Shevirat ha-kelim* auf, das Zerschlagen der Gefäße, um zu erklären, was dem zeitgenössischen Judentum widerfahren ist. Drei fundamentale Mythen sind Myers zufolge zerstört worden: der Mythos der Sicherheit (der infolge des 7. Oktober, aber auch durch den wachsenden Antisemitismus erschüttert wurde), der Mythos des politischen Erfolgs (demzufolge der Zionismus die »jüdische Frage« gelöst hatte) und, am tiefgreifendsten, der Mythos der spirituellen Tugend (wonach die jüdische Ethik der jüdischen Macht Grenzen setzen würde). Sein Essay zeigt auf, dass die »Sakralisierung des Staates«, vor der der orthodoxe Philosoph Jeschajahu Leibowitz 1953 gewarnt hatte, inzwischen das Stadium des »Götzendienstes« erreicht habe. Die kabbalistische Metapher erweist sich als trefflich, da sie nicht nur ein politisches Versagen, sondern auch eine theologische Katastrophe suggeriert. Myers' Ruf nach *Tikkun* (Reparatur) ist so konkret wie herausfordernd: Seine Reparatur müsse »mit einer tiefen und aufrichtigen Wiedergutmachung an den Palästinenserinnen und Palästinensern beginnen, mit Worten wie mit Taten«.

Shaul Magid stellt die Krise in den Kontext eines anderen Musters aus der jüdischen Geschichte, den des falschen Messianismus, und beschreibt einen fehlgeleiteten jüdischen Nationalismus.

Peter Beinart erweitert diese Kritik um eine Analyse der Narrative, die sich Juden über sich selbst erzählen, und zeigt, wie diese dazu dienen können, moralische Verantwortung zu verschleiern. Sein Essay, der aus seinem jüngsten Buch *Being Jewish After the Destruction of Gaza* stammt, beginnt mit einem Brief an einen früheren Freund, der Beinarts ablehnende Haltung gegenüber der israelischen Politik als Verrat ansieht. Beinart zeichnet nach, wie dieses Opfernarrativ in Stellung gebracht wurde, um sowohl die Nakba als auch die gegenwärtige Zerstörung von Gaza zu rechtfertigen.

Diese vier Stimmen identifizieren alle den Zionismus selbst als das Problem und ergänzen einander dabei in aufschlussreicher Weise. Gordons philosophische Stringenz bringt die konzeptionellen Widersprüche zwischen Nationalismus und universeller Ethik ans Licht. Myers theologischer Rahmen zeigt, wie politisches Versagen in eine spirituelle Katastrophe führen kann. Magids historische Analyse verweist auf das Muster des falschen Messianismus, der Juden immer wieder dazu verführt hat, Nationalismus als Erlösung zu deuten. Und Beinarts Kritik der Narrative demonstriert, dass Erzählungen als »moralisches Sedativum« fungieren können, um eine ehrliche Auseinandersetzung zu verhindern. Zusammengekommen ergeben diese vier Beiträge eine Anatomie, sie zeigen, wie die zeitgenössische jüdische Identität konstruiert wurde, warum sie scheiterte und was dieses Scheitern bedeutet.

Ihre Kritik wirft angesichts der Realität eines zunehmenden Antisemitismus gravierende Fragen auf. Wenn der Zionismus gescheitert ist, wenn der jüdische Nationalismus das Problem ist,

was bedeutet das für die Sicherheit von Juden in einer Welt, in der gewaltsamer Antisemitismus weiterhin existiert? Können Diaspora-Gemeinden Sicherheit gewährleisten, wenn Synagogen bewaffnet geschützt werden müssen? Was für eine Art jüdische Identität kann mit einer Feindseligkeit umgehen, die sowohl aus der antisemitischen Rechten als auch aus Teilen der progressiven Linken kommt? Die hier versammelten Essays stellen eher Fragen, als dass sie Antworten geben. Das zeichnet Essays von jeher aus.

Zwei weitere Beiträge in diesem Band geben eine komplexere Beziehung zum Zionismus zu erkennen: Weder verteidigen sie ihn undifferenziert, noch lehnen sie ihn rundweg ab, vielmehr kreisen sie um die Frage, was es bedeutet, Israel verbunden zu bleiben und zugleich über sein Vorgehen beunruhigt zu sein. *Arnold Eisen* bringt eine nachhaltige theologische Meditation in diesen Band ein, darin reflektiert er seine Beziehung zu verschiedenen Büchern der Tora und seine Verbindung zum »verborgenen Gott« – die göttliche Präsenz, die so flüchtig ist, wenn sie am dringendsten benötigt wird. Für Eisen ist Israel »keine Meinung«, sondern »eine Liebe, eine Leidenschaft«, weshalb der 7. Oktober und seine Folgen nicht als politische Standpunkte, sondern als erlebte Erfahrung wahrgenommen würden: Angst, Hoffnung, Scham und Stolz existierten in einer Weise nebeneinander, die sich einfachen Positionierungen entzogen. Der Autor ringt in seinem Essay damit, was es heißt, Israel zu lieben und zugleich von seinen Handlungen entsetzt zu sein, sich als Jude verletzbar zu führen (angesichts des wachsenden Antisemitismus) und zugleich die jüdische Macht über die Palästinenser einzugestehen. Eisens abschließenden Gedanken über Abrahams Vertrag mit Abimelech – der Streitigkeiten über die Brunnennutzung in einem Gebiet regelt, das später einmal Gaza genannt werden wird – erkennen die Unauflösbarkeit des